



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Das Nationalgefühl

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Das Nationalgefühl



Vielleicht behält der einmal Recht, der hier und da schon wahrzunehmen und herauszufühlen glaubt, daß wir in Deutschland jetzt im ersten Beginn eines Zeitalters leben, in dessen Verlauf es dahin kommen wird, daß der einzelne Bürger sich kühl und einfach entscheidet, ob er national gesinnt sein will oder nicht, oder, anders gesagt, daß im Kampfe der Meinungen und Wünsche über staatliche, bürgerliche, soziale und wirtschaftliche Angelegenheiten zwei große Lager entstehen werden, von denen das eine vor allem den vaterländischen Mittelpunkt bekämpfen wird, um den sich die Gedanken, Bestrebungen und Ziele des andern herumschließen. Freilich werden die Ansätze zu einer offenen Scheidung der Art heute noch durch sehr vieles verdeckt, insbesondere dadurch, daß, ebenso wie in religiösen Dingen, sehr wenige gegen sich selbst und gegen andre aufrichtig und ehrlich sind, es immer noch eine fast von allen beobachtete Form äußerlichen Anstandes ist, wenigstens bei öffentlicher Fest Gelegenheit national zu sein. Dazu noch durch sehr viele andre hergebrachte Dinge: durch die zum Teil den Inhalt nicht mehr deckenden Benennungen der politischen Parteien und durch die innern Unmöglichkeiten innerhalb und unter diesen Parteien, zu denen z. B. das frohe preußische Herz gehört, das so manchem Berliner im Grunde doch unter dem freisinnigen Rocke klopft, zu denen weiter auch der äußere Anschein der Einheitlichkeit des Zentrums und der vollkommen diametrale Gegensatz der sozialen Ziele bei dem Fortschrittler und dem Sozialisten gehören, ferner die vor der Hand auch von einer gemeinsamen antinationalen Gesinnung nicht zu überbrückende Kluft zwischen dem in römisch=universalen Anschauungen stehenden Ultramontanismus und der kosmopolitistrenden oder noch lieber im Auftreten französischer Spielart des Freisinnes u. s. w. Dann, abgesehen von den verschiedenartigen zukunftslosen Trostgebilden politischer Anschauung oder vielmehr Nichtanschauung, von denen verschiedene auch der kleinern Einzelstaaten noch ein wenig geplagt sind, die aber das Ganze längst nicht mehr berühren, durch die glückliche Form des Doppelverhältnisses, in dem jeder zu seinem Staate und zum Reiche steht, vor allem aber auch durch das unvollendete Schicksal der verschiednen fremden Bestandteile innerhalb der deutschen Grenzen und ihre eigne Unentschiedenheit, welche Stellung sie schließlich einnehmen wollen, und

durch andres mehr. Wir leben mitten in einem Chaos politischer Gedankenströmungen — das Chaos dabei nur auf die letztern selbst bezogen und noch ganz abgesehen von dem blinden Zeitungsglauben, der Wahlmacherei und der sich bei so breiten, geschlossenen Schichten der Bevölkerung offenbarenden trostlosen politischen Unselbständigkeit. Überall aber in dem Gewir sind die Genossen einer weitgedehnten, zunächst nur innerlich zusammenhängenden Partei verteilt, deren gemeinsames Band weltbürgerliche, internationale Tendenzen und die unbequeme Empfindung der nationalen Grenzen sind. Das wird zum Teil gewiß verursacht durch edlere Anschauungen und Regungen, z. B. durch bestimmte Auffassung über Glaubenspflicht, durch Bildungsart, Richtung der geistigen oder künstlerischen Interessen, Ehrfurcht vor dem vielberufenen reinen Menschentum, zum Teil aber auch durch minder ehrende Gründe und Hinneigungen. Wird der Kampf beider Weltanschauungen einmal deutlicher und weniger verhüllt entbrennen, so kann darin aus unsern modernen Rechtsanschauungen von dem gleichen Werte jeder einzelnen Ansicht heraus an sich kein Unrecht gefunden werden. Er wird vielmehr das Gute bringen, daß die unermüdlich nagende Maulwurfsarbeit, die gerade unter den Gebildeten und namentlich bei dem „gelehrten“ Stande die beiden Begriffe „Vaterland“ und „national“ mißlich gemacht und durch Hohn verleidet hat, sodasß man sich dort im gewöhnlichen Leben scheut, sie laut auszusprechen, endlich einmal aufhören wird.

Doch fort von der Gegenwart, damit wir nicht als „national“ erkannt werden. Die folgenden Zeilen wollen nur erweisen, daß schon einmal in der deutschen Geschichte das Nationalgefühl das unfähige Weltbürgertum überwunden hat, ja daß die damaligen kosmopolitischen Anschauungen, denen freilich ein gewisser Zusatz der heutigen noch nicht beigemischt war, selber in Stoff und Gedanken mit zur Ausbildung des erstern, des nationalen Sinnes der Deutschen beigetragen haben, und daß dieser den Fortschritt bedeutet.

Es war das Endergebnis einer längern Vorentwicklung, daß sich in dem weitaus größten Teile Europas und mit am meisten gerade in Deutschland das staatliche Leben des achtzehnten Jahrhunderts ohne die Einwirkung irgend einer öffentlichen Meinung vollzog, und daß sich dieser Zustand noch oder vielmehr gerade in seiner schärfsten Ausprägung der Zustimmung beider Teile erfreute. Der zentralisirte Staat seinerseits hatte keinen Platz für unberufene Gedanken, für die Meinung dessen übrig, der nicht in der Verwaltungsstaffel stand, und anderseits dachte aus der Menge der Staatsangehörigen, der Untertanen, niemand eigentlich daran, eine solche Meinung geltend zu machen. Die Wenigen, die sich irgendwie um das Vorhandensein des Staates bekümmerten, betrachteten ihn als getreue Jünger dieses physiokratischen Zeitalters unter dem Gesichtspunkt eines unvermeidlichen Übels, nur dazu gut, dem Einzelnen den erforderlichen Schutz für Person und Habe zu verleihen und ihn im übrigen so wenig als möglich zu verpflichten. Der einzige Deutsche, von

dem fest durchgebildete Ansichten über Umfang und Zweck des Staates ausgesprochen worden waren, die eine ernste, unabhängige Gedankenarbeit gewonnen hatte, war Friedrich, der große König von Preußen. Aber er stand allein. Das ist das Eigentümliche dieses Zeitalters: die Gelehrten dachten nicht daran, den Bahnen des Königs zu folgen, am wenigsten gerade die Kron- und Staatsjuristen dieser Zeit; am nächsten hätte es noch den Staatslenkern selbst, hätte es seinen fürstlichen Zeitgenossen gelegen. Aber so viele auch unter den deutschen Herren den großen König bewunderten, so manche ihm nachahmten und gleich ihm in aufrichtigem Streben ihrem Staate allein ihr Leben gewidmet hatten, sie blieben doch eben, und mit ihnen auch der edle und vortreffliche Karl Friedrich von Baden, der bedeutendste nächst dem preussischen König, nur Landesväter im besten Sinne, Praktiker ihres Jahrhunderts, aus dessen Bahnen sie sich nicht erhoben; sie hatten niemals die staatlichen Dinge wie er aus der Gedankenruhe des bloßen Betrachters, des Philosophen zu sehen vermocht. Friedrich blieb allein; er, der seinem Jahrhundert den Namen gegeben hat, er hat mehr als den Besten seiner Zeit genug gethan, hat das Jahrhundert hinter den Flügen seines Geistes weit zurückgelassen. So blieb dieses ganze geistig doch so lebhaft, so unendlich fördernde Zeitalter dem Staate völlig fern; die Abwendung vom Staate blieb, und sie war um so vollständiger, als sie, wie betont werden muß, meist unbewußt geschah. Nicht einmal das alles beherrschende und regelnde Studium des Altertums erweckte die Beschäftigung mit der modernen πολιτεία, nichts vermochte die stete Beziehung auf das vor allem staatliche Volk der Römer; man kannte wohl aus den Alten den Begriff res publica und wandte ihn auch an, wenn man in gelehrten Schriften eines Ausdruckes für den Staat bedurfte; aber niemals war weniger als gerade zu dieser Zeit der Staat eine res publica gewesen. Und so kam es denn auch dahin, daß man, weil der Staat keine öffentliche Angelegenheit war, des bisher immer noch gedankenlos angewendeten Ausdruckes für ihn ebenso unabsichtlich vergaß, und daß schließlich das Wort „Republik“ in einen wirklichen und dauernden Sprachgegensatz zu der eigentlichen Erscheinungsform des Staates geriet.

Es waren ganz andre Dinge, von denen die ernstesten und empfänglichen Geister dieses Zeitalters bewegt wurden, in erster Linie die reichen Früchte, die aus der schönen menschlichen Anwendung der neuen Freiheit des Glaubens und des Gedankens erwachsen waren: das neue entdeckte Ich, die Erforschung und die Ausbildung der Einzelpersönlichkeit lag aller geistigen Beschäftigung zu Grunde, nahm allen Anteil für sich hinweg, und wo dieses Ich noch nicht allein erfüllte und genügte, da gelangte doch darum der Gedanke nicht zu der im Staate dargestellten Gruppe, da fand und erkannte man nur eine einzige Mehrzahl: alle Ich, die ganze den Erdball erfüllende Menschheit. Es lag

ja auch dem, der mit geschlossenen Augen theoretisirt, so nahe, den individuellen Menschen nur als interessanten Bruchteil der ganzen gleichförmigen Menschheit, als einzelnen Genossen und Bürger des Weltkreises zu betrachten. So gehen denn neben der weitgehendsten Vereinzelnung und Individualisierung in Eintracht her die größte Verallgemeinerung und der allumfassendste Kosmopolitismus, neben dem rücksichtslosen Kultus der Persönlichkeit, dem feinern Egoismus und der freiesten Selbstherrlichkeit die sentimentale und selbstlose Weltbürgerei. Selbst den Geschichtsschreibern jener Tage ist die Weltgeschichte nur eine große Schaubühne, besetzt mit den Einzelfiguren der Darstellung einer Handlung; „wenn man die verschiedenen Stämme des Menschengeschlechts, den ganzen Schauplatz der Welt, mit einem Blick überfieht“ — so beginnt das so hoch ausstönende Nachwort, mit dem Johannes von Müller die „Vierundzwanzig Bücher allgemeiner Geschichten, besonders der Europäischen Menschheit“ beschließt. Und brauche ich noch an die „Erziehung des Menschengeschlechts“ eines Lessing, an die Geschichtsphilosophie eines Herder zu erinnern? In den damaligen Gedanken war, bis Rousseaus *Contrat social* und dann Kants „Idee zu einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Absicht“ (der Titel darf hier nicht irreleiten) zum Gemeingut geworden waren, für eine Gruppe von Individuen, kürzer gesagt für den Staat überhaupt kein Platz vorhanden.

Das alles war zwar nicht bei dem Volke der Deutschen oder richtiger der deutsch denkenden und redenden ganz allein so; aber keines schien und war geeigneter, in jener eigentümlichen Gedankenwelt Führer zu sein, als gerade das unfrige, dem überdies schon die armseligen politischen Zustände es so leicht gemacht hatten, des Staates zu vergessen. Schon durch ihre geographischen Verhältnisse war den Deutschen von jeher die Rolle zugefallen, das Fremde allseitig von außen in sich aufzunehmen und zu vereinigen, es zu verarbeiten und den selbständig durchgeistigten Stoff wieder zu etwas Eigenartigem und Neuem zu gestalten. Nachdem diese abklärende Fähigkeit Jahrhunderte hindurch von der allseitig befähigten Nation geübt worden war, mußte sie allmählich in der That als die eigentliche, dem Deutschen von der Natur selbst gegebene und bestimmte aufgefaßt werden, der Deutsche erschien andern und sich selbst als der geborne Kosmopolit. Großartig und überaus ruhmvoll ist und bleibt es für alle Zeiten, was Deutschland in dieser Rolle geleistet hat, indem es in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts teils aus sich selbst heraus, teils durch den Ausbau des Fremden jene erhabene geistige Periode erreichte, die als die klassische Zeit deutscher Geisteskultur bezeichnet wird, die jedoch eigentlich, obgleich sie von Deutschen zur glänzenden Höhe getragen und abgeschlossen wurde, keine bloß deutsche, sondern eine Weltkulturperiode ist, zu der alle gegeben, von der sodann alle empfangen haben. Niemand aber dachte daran, ob die Nation nicht vielleicht Näheres,

Dringlicheres beiseite habe liegen lassen, ob nicht gerade der stärkste Tragepfeiler dem herrlich anfragenden Bauwerke mangle; es kam nicht zur Erwägung, ob es überhaupt möglich sei, ohne ihn in Festigkeit und Dauer immer weiter zu bauen, ob nicht das Werk eines Tages seinen Schöpfer selber vernichten würde.

Dem Staate der Deutschen stand also jene Blütezeit deutschen Geistes fern. Wie anders in der Anwendung und Beziehung nach allen Richtungen erscheint beim Vergleiche das westliche Nachbarvolk der Franzosen! Was dort in den Werkstätten der Gedanken ausgebildet worden war, das setzte das rasche Volk in baldige Wirklichkeit um, wandte es schnell, ja überschnell an auf die Verhältnisse, in denen es lebte. Die Deutschen hatten zum Teil dieselben Gedankenkeime empfangen, aus denen in der Folge in Frankreich die Ideen und Umwandlungen von 1789 erwuchsen; aber ganz anders, in einem viel idealeren Sinne, hatten sie sie bei sich entwickelt und fortgebildet. Bei ihnen waren jene Gedanken nur übergegangen in die rein abstrakten, geistigen Güter der Nation; nur so war es möglich, daß man in Deutschland, als die Reden aus Frankreichs Konstituante in die Welt hinauskönten, bei zunächst lebhafter geistiger Teilnahme doch rein theoretisch blieb. Freudig begrüßte man in den Anfängen der französischen Umwälzung die Anerkennung der Freiheit des Ichs, man war beglückt über die Ideen der millionenumschlingenden Verbrüderung der Völker des Erdrunds, über den Idealzustand der ganzen Menschheit, der in den Versailler Beschlüssen vorgezeichnet schien, man hegte die unbestimmte Erwartung, als würde das fruchtbringende Muster einer vollkommenen Menschheit nun geschaffen werden und erstehen. Aber an praktische Folgerungen zu denken fiel bei den Deutschen niemand ein. Selbst bei den eigentlichen Beamten der deutschen Fürsten betrachtete man die Dinge in Frankreich vielfach nur aus dem Gesichtspunkte des Augenblicks; die baldige Verlegenheit des Königs von Frankreich erschien der preussischen Politik vortheilhaft, insofern er nicht mehr als Bundesgenosse Oesterreichs in der Frage der östlichen Angelegenheiten in Betracht kommen konnte; nur hie und da hat der eine oder der andre der deutschen Staatsmänner ein schnelles eignes Verstehen, auch selbst einen überraschenden Weitblick gezeigt. Aber dem Staate nicht unmittelbar verpflichteten Männern der geistigen und gelehrten Berufszweige und Beschäftigungen blieb das Wesen und die notwendige äußere Entwicklung der Revolution überhaupt verborgen. Sie blieben nach wie vor rein unpolitisch und allem Staatlichen gegenüber so fremd und naiv, daß sie imstande waren, aufrichtige Treue und weitgehendste Loyalität mit lobpreisender Pflege der revolutionären Ideen zu verbinden. Freilich wäre man kaum durch alle Zeit so abstrakt geblieben ohne die abstoßende Wendung, die in Frankreich so rasch die Dinge nahmen, und ohne daß man das Ideal geschändet sah, durch das man sich den dortigen Wortführern zugewandt fühlte;

jedenfalls brachte die französische Revolution so, wie sie verlief, bei den Deutschen, abgesehen von einigen flüchtigen Ordnungsstörungen, die in den Grenzgebieten durch unmittelbare Einwirkung geschahen, noch keine Hinlenkung der Gedanken auf das Staatsleben hervor.

Unterdessen aber war man unversehens stolz geworden, Deutscher zu heißen. Die deutsche Sprache, jetzt meisterlich ausgearbeitet und Siegerin über das zünftige Latein und das Französische der Konversation, war es, die der auf ihrer Höhe stehenden Bildung und Kultur den Ausdruck lieh; man hatte es doch an der Sprache bemerken müssen, daß man ein Deutscher sei; man verglich sodann und sah sich selbst, das Volk dieser deutschen Zunge in allem, was der Zeit überhaupt von Wert war, voran. Jetzt sprach man von der deutschen Muse, die stolz die Rivalin in dem Wettstreit fordere, jetzt ward man froh, als Deutscher geboren zu sein, stolz der Zugehörigkeit zu der Nation. Aber man wandte die neue Erkenntnis nicht an, dachte nicht weiter daran, was es nun bedeute, ein Deutscher zu sein, wie ein solcher der äußerlichen Betrachtung der Fremden sich darbieten möge, man blieb weit davon entfernt, die trostlose kleinstaatliche Zersplitterung des deutschen Namens zu empfinden, und fuhr immer noch fort, ein etwaiges Heimatsgefühl lediglich dem einzelnen Lande zu widmen, für dessen Regierung es eben kein wirkliches Deutschland mehr gab. So hat sich damals zwar ein gemeindeutscher Bildungstolz, doch kein eigentliches Vaterlandsgefühl entwickelt; aber es schlummerte, der Zukunft vorbehalten, in jenem jungen Stolz der Deutscherheit und es war noch ein Glück für die reine Erhaltung dieser verborgenen Keime, daß bei der völligen Abkehr von jedem politischen Wünschen und Wollen auch jenes gedankenlos übernommene kleinstaatliche Heimatsgefühl zu keiner Ausgestaltung und Wirksamkeit gelangte.

Ich wüßte keinen bessern Zeugen und Darsteller aller der sich mischenden Neigungen und Vorgänge des Gemüths des damaligen Deutschen zu finden, als den jetzt halbvergessenen Spaziergänger nach Syrakus, Johann Gottfried Seume. Es giebt damals wohl kaum einen ehrlicheren und keinen stolzern Deutschen als gerade Seume, der oft genug — und dann so ganz erfolglos — darauf treuherzig pocht, daß er Deutscher ist. Und gerade an ihm ist zugleich am bequemsten das eben Besprochene zu beobachten: einerseits die Weltbürgerlichkeit, die ihn durch Italien und Frankreich begleitet, das kosmopolitische Gefühl, das bei dem einfachen, aber leicht verletzten Manne sogar eine Seitenwendung zur Naturvölkersehnsucht und zur Abkehr von „Europens übertüncheter Höflichkeit“ nimmt, andererseits das unablässige Betonen und Auffuchen des Ich, der Persönlichkeit. Wie tritt dieses letztere ganz besonders hervor in dem, was er nach Paris gelangt berichtet! Als hier Bonaparte, der lange von ihm ersehnte Gegenstand der Beobachtung, ihm näher gerückt wird, als er so recht eingehend und allseitig den ersten Konsul als Menschen an den lebenden Zeugen

und Zeugnissen über ihn studiren kann, da bricht dieser beste Deutsche in die Klage aus: „Ich könnte weinen; es ist, als ob ein böser Geist meinen Himmel verdorben hätte. Ich wollte so gern einmal einen wahrhaft großen Mann rein verehren; das kann ich nun hier nicht.“ Und neben Seume, dem lebendigen Genossen der Zeit, steht dann, denselben Individualismus verdeutlichend, eine wunderbar gezeichnete poetische Figur: tiefer und wahrer ist wohl nie das damalige Deutschtum zusammengefaßt worden, als durch den größten der Deutschen selbst, als in Wilhelm Meister, dem dichterisch geschaffenen Einzelmann, der ohne Familie und ohne Vaterland nur die Entwicklung seiner menschlichen Persönlichkeit in idealer Freiheit erfährt.

Aber man trat auch dann dem staatlichen Leben zunächst noch nicht näher, als sich in der Litteratur und bis zu einem gewissen Grade in der Geisteswelt überhaupt teilweise jener Umschwung vollzog, der sich an den Namen der romantischen Schule knüpft. Freilich hatte sich jetzt die Freude am Deutschtum völlig durchgerungen; so weit auch der Geist von Tieck und Schlegel schweifen mochte in alle Fernen indogermanischer Dichtung und Kultur, sie kehrten doch immer wieder von da mit neuen Schätzen auf den nationalen Boden zu Brentano und Arnim zurück. In der Hauptsache blieb durch alle Zeit der Romantik in ihr das bestimmend, was so sehr schon auf ihre Entstehung eingewirkt hatte: der Sinn, der aus den Gefängen von der Hermannschlacht, der aus Goethes Götz von Berlichingen und auch schon aus dem Faustfragment seine Nahrung zog: ich meine die enge Verbindung ausschließlich mit der deutschen Vergangenheit. Die frische Morgenluft deutschen Wesens, von der Achim von Arnim sang, sie wehte aus der Vergangenheit her; deutsch und mittelalterlich waren in einander verschwimmende Begriffe. Wo die Burgen und die grauen Städte der Geschichte winkten, nur da konnte die Romantik ihre Anknüpfung finden; gerade durch sie, erst durch ihre Vermittlung fand sie das sehnsuchtsvolle Eindringen in die Natur, in die Poesie der Wanderstraße und der Flußfahrt, in die farbige Schönheit von Thal und Berg, und Heidelberg ward eine ihrer geliebtesten Residenzen, bezeichnenderweise gerade die Stadt, die der Fürstensitz vergangener Zeiten in einem von der neuen Zeit hinweggesetzten Staate war. Die Romantiker selbst haben nicht unmittelbar an der Erweckung moderner nationaler Gedanken mitgeschaffen, aber aus ihrem Dichten und Thun ist darum doch reichliche Förderung des spätern deutschen Nationalgefühls hervorgegangen; sie hatten eben gezeigt, daß weit zurück hinter dem französisirenden Zeitraume des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts eine ungeahnte große Welt deutschen Lebens, eignen Geistes und eigener Gesittung ruhe und schlummere, sie hatten ferner den im wirklichen Sinne romantisch-historischen Fluß, den Rhein — und gerade in der Zeit, wo der Rhein geschichtlich am wenigsten dem Vaterlande angehörte —, in glücklicher politischer Achtlosigkeit zum deutschen Strome vor allen, zum

eigentlich vaterländischen Strome gemacht. Als dann zu gleicher Zeit die wirklichen Formen der versunkenen mittelalterlich deutschen Welt durch die Wissenschaft der Historiker und die ganze Germanistik wieder aufgegraben wurden, da boten sich denn zum erstenmale auch die staatlichen Einigungen dieser alten deutschen Zeit der allgemeinen Beachtung dar; man dachte jetzt wieder an das mittelalterlich deutsche Reich, man begann wieder zu singen und zu sagen von deutscher Kaiserherrlichkeit, man griff phantastisch zurück etwa auf die Zeiten der sächsischen Kaiser oder der glanzvollen Staufer und träumte vom Reiche, wie es zu den Zeiten gewesen sei, wo diese die Krone getragen und das Schwert der Deutschen geführt hatten. Und zuletzt noch etwas, was nicht zum wenigsten später zum mächtigen Hebel werden sollte: die Romantiker erweckten nach der langen Periode vornehmer Geringschätzung wieder den deutschen mutig religiösen Sinn, der zunächst das Schwerste dulden, in Trauer und Hoffnung ertragen, aber fähig werden sollte, aus tiefstem Elend heraus neues Wollen zu wagen und Befreiung in Todesmut zum Himmel zu schwören.

Aus beiden großen geistigen Strömungen hat, wie ich sie hier hervorhebe, die spätere Bewegung der Befreiungskriege und der nachfolgenden Jahre ihren Inhalt geschöpft, sowohl aus der klassischen Gedankenwelt der Kosmopoliten, wie aus der romantischen der Mäurer der deutschen Vorzeit. Von den erstern entlehnte sie das humanitäre Gefühl zugleich mit dem Drange nach Selbstbethätigung, den Willen zur Freiheit und das Sichaufbäumen gegen Einschränkung und Unterdrückung; beiden Strömungen zugleich entnahm sie den Stolz des deutschen Namens, und aus der romantischen Anschauungswelt die Sehnsucht nach dem, was gewesen und was nun verloren war, das Hegen und Pflegen des einstigen deutschen Namens, vor allem auch schon den noch so phantastischen Traum vom deutschen Reich. Nicht von selber, nicht im ruhigen Fortschreiten haben sich diese Bestandteile zusammengeschlossen, vielmehr war es ein damals ganz neuer Gedanke, der sie vereinigend in seinen Bereich zog, und dieser neu aufflammende Gedanke, der den Beginn der neuen Zeit nationalen Lebens in sich schloß, er entstand, als durch den gewaltigen Weltbrand zu Anfang unsers Jahrhunderts grell beleuchtende Schlaglichter auf die alte, so mannichfach zusammengesetzte Welt deutschen Lebens fielen, als die heimischen Dinge von einem gewaltigen Schlag erschüttert und vernichtet wurden, der von außen kam.

Aus den völkerbefreienden und völkerbeglückenden Ideen, die in den edlern Anfängen der großen Revolution lebendig gewesen waren, war in gänzlicher Verkennung dieser Ziele die bewußte Absicht des großen Eroberers, den die französische Umwälzung geboren hatte, hervorgegangen, eine gewaltige Weltmonarchie zu erschaffen: das unvermeidliche cäsarische Streben, die Gemeinschaft der Völker nun nicht mehr zu „befreien“, wie einst die Aufrufe Cufines und

andrer es verkündet hatten, sondern sie — trotz alles Aufputzes der tönenden Proklamationen — in unmittelbarer Unterwerfung zusammenzufassen. In raschen, wuchtigen Schicksalsschlägen war das morsche Gebilde, das sich unter dem Namen des römischen Reiches deutscher Nation noch dahinschleppte, vor den siegreichen Fahnen des Imperators zusammengesunken; und nun erschallte dem Volke der freien Denker im eignen geknechteten Lande die herrische Stimme des korbischen Kriegsmannes. Da, in dieser Zeit herbster, trostlosester Trübsal, da haben die Deutschen begonnen zu erkennen, wohin sie die kosmopolitischen Träume geführt hatten: daß Knechtschaft, daß bittere Tyrannei das Ende sei, das der That gewordene Universalgedanke beschleße; daß bloßes Menschentum und unbekümmerte Freiheit des Gedankens sich nicht zu wehren vermöchten, vielmehr unter Umständen gerade führten zu Unfreiheit schrecklichster Art, bei der sie selber in nichts zerflößen.

Was uns bleibt? — Rühmt nicht des Wissens Brunnen,
Nicht der Künste friedensreichen Strand!
Für die Knechte giebt es keine Sonnen,
Und die Kunst verlangt ein Vaterland.
Aller Götter Stimmen sind verklungen
Vor dem Jammerton der Sklaverei,
Und Homer, er hätte nie gesungen:
Doch sein Griechenland war frei!

So hat es Theodor Körner, was man empfunden hatte, noch ein paar Jahre später ausgesprochen, als die Gefahr des Unterliegens der deutschen Erhebung im Sommer 1813 gespenstisch das Joch von neuem heraufzubeschwören schien, dessen Ketten Deutschland so lange getragen und in den ersten freudigen Tagen der Befreiung zu Boden geschüttelt hatte.

Und mit dieser Erkenntnis, was Unfreiheit bedeute, blitzte zugleich, wenn auch im ganzen so spät, ein Begriff auf, dem sich ein edlerer Mensch hinfort nicht zu entziehen vermochte, der Begriff politischer Ehre und politischer Schande, das Gefühl, das, in Schmerzen geboren, der großen Menge der Deutschen nun nicht wieder verloren gehen sollte. Und selbst, wer die Erniedrigung etwa noch nicht im Innern getroffen empfand, den drückte die Fremdherrschaft nieder mit bitterer persönlicher Not; auch für diesen hieß der einzige Anker der Hoffnung Befreiung des vaterländischen Bodens. Der glühende Wunsch nach Befreiung, nach Lösung von der Knechtschaft um jeden Preis ist der schon erwähnte von außen her geweckte Gedanke, der imstande war, die vorhandnen geistigen Strömungen in der Nation mit sich zu verbinden, um aus ihrer aller Vereinigung in Entwicklung und Abklärung die vaterländische Empfindungswelt unsers Jahrhunderts hervorgehen zu lassen.

Es ist außerordentlich schwer, solchen Dingen einen zeitlichen Anfangstermin zu setzen und die Stufenleiter der Verschmelzung und Entwicklung mit

Daten zu begleiten. Noch stand Preußen aufrecht da, als schon die ersten Regungen des deutschen Befreiungsgedankens Ausdruck empfangen und Schmidt von Lübeck die „deutschen Freund- und Leidgenossen“ mit fern winkender Hoffnung grüßte:

Schaut dort am Bach sich schlummernd strecken
Den Schäferknaben zart und fein;
Den Knaben mit dem Schäferstecken,
Den Knaben wird der Herr erwecken,
Der Rächer unsrer Schmach zu sein.

Im April des Jahres 1806 konnte Scharnhorst in einer Denkschrift schon auf patriotischen Opfermut Rücksicht nehmen: „Tapferkeit, Aufopferung, Standhaftigkeit sind die Grundpfeiler eines Volkes; wenn für diese sein Herz nicht mehr schlägt, so ist es schon verloren.“ Nicht mehr allein der Fürst, auch das Volk kann siegen oder erliegen, emporsteigen oder untergehn.

(Schluß folgt)



Ein militärfreier Stand?



Es ist auffallend, daß der Beschluß des Reichstags vom 12. Dezember, die Theologen auf ihren Antrag von der Militärpflicht zu befreien, im evangelischen Deutschland die Gemüter nicht mehr erregt hat. Mag die große Gleichgiltigkeit gegenüber allen kirchlichen Angelegenheiten die „Laien,“ die reichliche Arbeitslast der Weihnachtszeit die „Geistlichen“ verhindert haben, lebhaften Anteil zu nehmen, so ist doch der einzig zureichende Erklärungsgrund dafür nur die weitverbreitete Annahme, daß der — bisher übrigens erst in zweiter Lesung erfolgte — Beschluß auf Bestätigung bei den Regierungen nicht zu rechnen habe. In Reichstagskreisen ist man vielfach ganz anderer Meinung, und so stehen wir wirklich vor der Möglichkeit, daß mitten im Volke der allgemeinen Dienstpflicht durch Volksvertretung und Regierung ein dienstfreier Stand geschaffen wird.

Im katholischen Deutschland kann man diese Aussicht nur mit Freuden begrüßen. Denn wenn auch im Mittelalter katholische Bischöfe, Priester und Mönche die allerstreitbarsten Kriegerleute gewesen sind, so hat das doch mit dem Begriff des Klerikers immer im Widerspruch gestanden. Und dieser Begriff hat sich gerade der protestantischen Lehre vom allgemeinen Priestertum gegenüber von den Tagen der Reformation an in der katholischen Kirche immer reiner und vollkommener durchgesetzt. Der katholische Geistliche, der, mit Reichensperger zu reden, „aus dem Laienstande durch sakramentale Weihe aus-